

MICHAEL MULTHAMMER

»NOCTE PLUIT TOTA ...«

Georg Christoph Lichtenbergs *Noctes* und ihre Tradition

»Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Ratskeller, wo das Bier sehr gut ist.«¹ Mit diesem Satz beginnt der erste Teil von Heinrich Heines *Harzreise* aus dem Jahre 1824. Nach einigen weiteren Bemerkungen zur Topografie und Lage der Stadt kommt er sogleich auf die Bevölkerung zu sprechen:

Im allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingeteilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als streng geschieden sind. Der Viehstand ist der bedeutendste. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Professoren hier her-zuzählen, wäre zu weitläufig; auch sind mir in diesem Augenblick nicht alle Studentennamen im Gedächtnisse, und unter den Professoren sind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philister muß sehr groß sein, wie Sand, oder besser gesagt, wie Kot am Meer; wahrlich, wenn ich sie des Morgens, mit ihren schmutzigen Gesichtern und weißen Rechnungen, vor den Pforten des akademischen Gerichtes aufgepflanzt sah, so mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur so viel Lumpenpack erschaffen konnte.²

Für Heine ist Göttingen kein Ort, um zu verweilen. Die Qualität des Bieres kann die schlechte Gesellschaft der Gelehrten und Studenten nicht kompensieren und so beschreibt er sogleich seinen Abschied aus der Universitätsstadt:

Es war noch sehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte ** lag gewiß noch im Bette und träumte wie gewöhnlich: er wandle in einem schönen

- 1 Heinrich Heine, *Die Harzreise*, in: *Sämtliche Schriften in zwölf Bänden*, Bd. 3, hg. von Klaus Briegleb, München 1976, S. 101–166, hier S. 103.
- 2 Heinrich Heine, *Die Harzreise*, S. 104.

Garten, auf dessen Beeten lauter weiße, mit Zitaten beschriebene Papierchen wachsen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühsam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren süßesten Tönen sein altes Herz erfreuen.³

Diese Schilderungen einer Gelehrtenkultur, die hier bei Heinrich Heine schon zur Karikatur geronnen sind, entbehren – wie vielleicht bei jeder guten Satire – nicht der Grundlage. Was Heine hier aufs Korn nimmt, lässt sich beschreiben als eine Publikationskultur des Sichtens, Sammelns und neu Edierens. Mithin also florilegische, anekdotische und bibliografische Literatur, wie sie seit dem Humanismus in zahlreichen Spielarten der Buntschriftstellerei⁴ aus dem Geist des Polyhistorismus oder vielmehr der Polymathie hervorgegangen ist.⁵ Das Züchten der Blumen, oder vielmehr Papierchen, und deren Ernte – um im Bild zu bleiben – ist für ein Florilegium natürlich unentbehrlich. Ohne Blüten keine Blütenlese. Man sieht schon an dieser kleinen Einschätzung Heinrich Heines, dass hier eine ganze Tradition in Verruf geraten sein muss und der Lächerlichkeit preisgegeben wird. Wilhelm Kühlmann macht ganz zurecht darauf aufmerksam, dass der weite Bereich der Buntschriftstellerei in der frühen Neuzeit aber gerade eben nicht diskreditiert war, sondern hohes Ansehen genoss. Schlösse man sich der Sichtweise Heines an, verlöre man nicht nur einen wesentlichen und überaus reichen Bestand der deutschsprachigen Literatur des 16., vornehmlich aber des 17. Jahrhunderts, sondern man mache es sich schlichtweg auch zu leicht. Eine »satirische Verabschiedung des Polyhistorismus«⁶ vorzuschieben, um sich sperriger und voluminöser Werke mit dem Verweis auf ihre Lächerlichkeit zu entledigen, geht an der Realität der Sache vorbei und macht sich selbst eine historische Sichtweise zu Eigen. Es mag »angesichts der genrespezifischen Einschüchterung und der Lesemühen«⁷ verlockend sein, sich dieser Option hinzugeben, oder aber

3 Heinrich Heine, *Die Harzreise*, S. 105.

4 Einen Problemaufriss und weiterführende Literaturhinweise gibt Flemming Schock, *Wissensliteratur und ›Buntschriftstellerei‹ in der Frühen Neuzeit: Unordnung, Zeitkürzung, Konversation*, in: *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit*, hg. von Flemming Schock, Berlin und Boston 2012, S. 1–20.

5 Zu den Konzepten siehe Helmut Zedelmaier, *Von den Wundermännern des Gedächtnisses. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen zu ›Polyhistor‹ und ›Polyhistorie‹*, in: *Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter zur Frühen Neuzeit*, hg. von Christel Meier, München 2002, S. 421–450.

6 Wilhelm Kühlmann, *Polyhistorie jenseits der Systeme. Zur funktionellen Pragmatik und publizistischen Typologie frühneuzeitlicher ›Buntschriftstellerei‹*, in: *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei*, S. 21–42, hier S. 42, FN 53.

7 Ebd.

man kann versuchen, Zugriffe zu entwickeln, um dieser reichhaltigen Art von Literatur zumindest ein wenig den Schrecken nehmen zu können. Als Belohnung dafür bekommt man sicherlich den einen oder anderen Schatz zu Gesicht oder kann zumindest ein Kleinod bergen. Einen möglichen Weg, wie man sich diesen Textgebirgen in einem ersten Schritt nähern kann, soll unter Zuhilfenahme von Konzepten der ›Muße‹ als heuristischem Zugriff versucht werden. Denn es sind häufig gelehrte und literarische Produkte der ›Nebenstunden‹, wie das zeitgenössisch genannt wird, die abgekoppelt von den Erwerbstätigkeiten (der ›Geschäfte‹ im antiken Sinne) entstehen. Das trifft auch auf Georg Christoph Lichtenbergs literarisches Werk zu, das vornehmlich aus den später so genannten *Sudelbüchern* besteht. Auch diese entstehen neben seiner akademischen Tätigkeit als Naturforscher in Nebenstunden, in Besoldung war er ab 1770 als Professor für Physik, Mathematik und Astronomie an der Universität Göttingen.

Die These, oder vielleicht vorsichtiger Hypothese, die dabei leitend werden soll, zielt in mindestens zwei Richtungen: zum einem wird davon ausgegangen, dass in den genannten Literaturformen eine Denkfigur eines durch ›otium studiosum‹ (Muße) geschaffenen imaginären Kommunikationsraums manifest wird. Diesem liegt der Gedanke zugrunde, dass gelehrte Bibliografien, Florilegien und Sammlungen von Anekdoten⁸ Räume imaginärer Kommunikation begründen, für die sich ein wesentliches Element von Räumen der Muße eignet: die diskursive Aufhebung von Zeit. Es entsteht dergestalt eine angenommene Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Diese Haltung wird von Cicero in seinen Briefen an die Familie vielleicht am prägnantesten benannt: als ›vivas in Litteris‹⁹ – als ein Leben mit und auch in den Büchern.

Die eingangs erwähnte Charakterisierung Göttingens und seiner Gelehrten soll hier aber nicht im Stand einer zwar amüsanten, aber letztlich funktionslosen Anekdote im Stil des *New Historicism* verbleiben, vielmehr führt sie ins Zentrum der nachfolgenden Überlegungen. Denn der Göttinger Professor, der sich längst auf dem Gebiet der Naturerkenntnis und Physik einen Namen gemacht hatte, praktizierte die von Heine dem Spott preisgegebenen Methoden des Exzerpierens und Collagierens auch noch ausgangs des 18. Jahrhunderts und partizipiert damit an einer gelehrten Praxis, die spätestens seit der Zeit der Reformation feste Konturen hatte und deren Tradition bis in die Antike zurückreicht.¹⁰ Im Zentrum

8 Siehe hierzu Francine Wild, *Naissance du genre des ana (1574–1712)*, Paris 2001.

9 Marcus Tullius Cicero, *Epistulae*, Bd. 1, hg. von Louis Claude Purser, Oxford, London und New York 1982, IX, 26, 1.

10 Siehe hierzu den Sammelband *Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*, hg. von Martin Mulsow und Helmut Zedelmaier, Tübingen 2001. Ferner Ann Blair, *Note-Taking as an Art of Transmission*, in: *Critical Inquiry* 31 (2004), S. 85–107. Siehe jetzt auch Exzerpt,

meiner Ausführungen steht ein kleines Notizbuch Lichtenbergs, das er selbst mit dem Titel *Noctes* überschrieben hat.¹¹ Diese für den Ideenhaushalt Lichtenbergs aufschlussreichen Notate will ich ins Verhältnis zu seinen erst posthum veröffentlichten *Sudelbüchern* setzen.¹² Zuvor jedoch sollen Überlegungen zur Ökonomie der Muße angestellt und einige wenige Stationen der Gattungstradition skizziert werden, in die sich Lichtenbergs *Noctes* stellen lassen.¹³

1. Wissenschaft leben: Zur Ökonomie der Muße

So wie Zeit schlechthin, im Sinne von Lebenszeit, limitiert ist, trifft das auf Muße in besonderer Weise zu. Sie ist eine begrenzte Ressource, die dadurch an Wert gewinnt, ja überhaupt vielleicht als Wert erst taxierbar wird. *Otium* wird so als das andere des *negotium* bestimmt und in eine zeitliche Reihenfolge gesetzt – erst die Arbeit, dann die Muße. Das wahlweise Aristoteles oder Sokrates zugeschriebene Zitat ›Das Ziel der Arbeit sei Muße‹ bringt diese Reihenfolge auf den Punkt.

Dergestalt kommt der Nacht eine besondere Bedeutung zu, sie ist diejenige Zeit des Tages, die in der Regel von den Geschäften befreit ist (das geht in der antiken, allen voran aber dann mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorstellung so weit, dass man nachts keine Geschäfte abwickeln kann oder Gerichts-

Plagiat, Archiv. Untersuchungen zur neuzeitlichen Schriftkultur, hg. von Elisabeth Décultot und Helmut Zedelmaier, Halle a.d.S. 2017.

- 11 Georg Christoph Lichtenberg, *Noctes*. Ein Notizbuch, Faksimile mit einem Nachwort und Erläuterungen hg. von Ulrich Joost. 2., durchgesehene Auflage, Göttingen 1992.
- 12 Zur Verortung im 18. Jahrhundert siehe Dieter Martin, Muße, Autonomie und Kreativität in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts, in: Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen, hg. von Burkhard Hasebrink und Peter Philipp Riedl, Berlin, Boston 2014, 167–179.
- 13 Dass sich dieses Vorgehen – die Weiterentwicklung von spezifischen Schreibweisen aus der Tradition heraus – als sinnvoll erweist, hat nicht zuletzt Wolfgang Harms deutlich benannt: »Die Komplexität der Frühen Neuzeit, ihrer Denkformen, ihrer Prämissen, ihrer Funktionalisierung literarischer Genera, wird auch schwer durchschaubar und wird ungeeignet, auf einfache Entwicklungslinien gebracht zu werden, insofern für sie als generelle Einsicht gilt: ihre Bewegungen und Neuerungen schafft sie sich vor allem durch positive und negative Selektion aus der Tradition. Neben Kriterien, die die Wirkung, Anerkennung oder Wichtigkeit in ihrem Entstehungszeitraum selbst unterstreichen, kann auch die Einbeziehung des gesamten, nicht durch Selektion reduzierten Potentials zur Feststellung von Zeittypik führen.« Wolfgang Harms, Zur Problematik der Festlegung von Epochensignaturen aus literaturwissenschaftlicher Sicht. Konkurrenzen von Heterogenem im Zeitraum der Frühen Neuzeit, in: Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 49: Epochen (2002), H. 3, S. 278–293, hier S. 281.

prozesse führen darf und dergleichen mehr; diese Verbote waren sogar gesetzlich geregelt). In *Zedlers Universallexikon* findet sich diese Sonderstellung der Nacht im entsprechenden Eintrag ausbuchstabiert, dort heißt es:

Es ist aber die Nacht von dem allerweisesten Schöpfer denen Menschen so wohl als Thieren zum Nutzen und Vergnügen erschaffen, damit sie in solcher ihre durch Tages-Last und Hitze abgematteten Glieder wiederum vermittelt der süßen Ruhe im Schlaf erquicken, und sich auf die folgende Tages-Arbeit stärken können. Und es hat GOtt der HErr verheissen, daß die Nacht samt dem Tage nicht soll aufhören, so lange die Erde stehen wird.¹⁴

Sodann folgt auch gleich die biblische Belegstelle, 1 Mos. 8, 22: »Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.« Es muss hier doch die Ambivalenz dieser Passage in Hinblick auf die Funktion der Nacht – *prodesse et delectare* – betont werden, die Nacht soll sowohl erfreuen als auch nutzen. Wie soll das möglich sein? Ist es die Erholung im Schlaf, also dieser Nutzen, der erfreut oder muss man sich das anders denken? Wäre es ebenso möglich, dass dem Vergnügen der Nutzen, damit also die Erholung, nachgängig ist? Oder kann man die beiden Sphären gar nicht hierarchisieren – sind sie am Ende zwei Seiten einer Medaille, die nur zusammen ein Ganzes ergeben? Nähme man die Horazsche Vorlage beim Wort, wäre eine Gleichzeitigkeit in erster Instanz nicht gegeben, aber schon das 18. Jahrhundert hat dieses Verhältnis bekanntlich anders interpretiert.¹⁵

Gleichsam im Brennglas fokussieren lässt sich dieses Problem anhand der Tätigkeiten des Gelehrten – oder vielleicht auch in der Neuzeit noch gültig, des Wissenschaftlers. Denn wissenschaftliche Betätigung umfasst das Leben in Gänze, wie nicht erst seit Max Webers *Wissenschaft als Beruf* bekannt ist¹⁶ – Cicero wurde bereits zitiert. Eine Trennung zwischen eigentlichem Broterwerb – im Sinne des *negotium* – und einer darüber hinausgehenden Zeit, die zur freien Verfügung steht – *otium* – ist zwar vor der Hand sinnvoll, stößt aber alsbald

14 Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, hg. von Johann Heinrich Zedler, 64 Bde., 4 Suppl.-Bde. Halle a.d.S. 1732–1754 [Nachdruck 1961–1964], hier Bd. 23, Sp. 252.

15 Burghard Damerau, Horaz oder Die Wahrheit der Literatur. Eine Anmerkung zum Umgang mit Horaz im 18. Jahrhundert, in: Gegen den Strich. Aufsätze zur Literatur, hg. von Burghard Damerau, Würzburg 2000, S. 125–132. Wolfram Mauser, Konzepte aufgeklärter Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland, Würzburg 2000 [Kapitel ›Horaz in Halle‹].

16 Max Weber, Wissenschaft als Beruf [EA 1919], in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hg. von Johannes Winckelmann, 7. Aufl., Tübingen 1988, S. 582–613.

auch an ihre Grenzen. Eine inhaltliche Trennung der Tätigkeiten erweist sich im frühneuzeitlichen Kontext oftmals als schlicht unmöglich. Ich habe andernorts anhand der drei *Otia*-Bände von Nicolaus Hieronymus Gundling (1671–1729) versucht,¹⁷ eine Distinktion zu treffen, die die jeweilige Haltung des Gelehrten zu seiner Arbeit zum Ausgangspunkt nimmt. Geht die Arbeit leicht von der Hand, so fällt sie in den Bereich der Tätigkeiten in Mußestunden.¹⁸ Allzu präzise ist Gundling da selbst nicht – und der Camouflage oder gar Koketterie sind Tür und Tor geöffnet. Ausgehend von der zitierten Beschreibung im *Zedler* könnte man vielleicht die beiden Kategorien des Vergnügens und der Erholung weiter fruchtbar machen – ich werde gleich auf ein konkretes Textbeispiel zurückkommen.

Versuchsweise lässt sich eine Merkmalsmatrix aufstellen, die die Bedingungen der Möglichkeit für eine sinnstiftende Betätigung in Mußestunden nennt:

1) Man hat Zeit zur freien Verfügung, was keine Selbstverständlichkeit darstellt.

2) Arbeit in diesen Zeiten ist vergnüglich oder kann zumindest dergestalt als dem Vergnügen zuträglich aufgefasst werden (es ist ja auch denkbar, dass man sich vom Ergebnis der Arbeit her motiviert und dieses dann als vergnüglich begreift).

3) Diese Arbeit steht der notwendigen Erholung nicht kategorisch entgegen, der Mehrwert, der sich aus dieser Tätigkeit ergibt, schlägt sich nicht auf der Kostenseite nieder.

4) In der Rezeption lässt sich diese Mußesituation erneut herstellen.

Insbesondere der vorletzte Punkt scheint heikel, gerade wenn man sich das Arbeitspensum ansieht, dass sich frühneuzeitliche Gelehrte bisweilen zugemutet haben – nicht wenige von ihnen haben sich sprichwörtlich zu Tode gearbeitet. Johann Albert Fabricius, Nicolaus Hieronymus Gundling, Burkhard Gotthelf

17 Michael Multhammer, »Lebe wohl, und dencke, daß ich Dir OTIA schreibe.« Nicolaus Hieronymus Gundlings Wissen um die Fruchtbarkeit der gelehrten Muße, in: Nicolaus Hieronymus Gundling (1671–1729) im Kontext der Frühaufklärung, hg. von Ralph Häfner und Michael Multhammer, Heidelberg 2018, S. 87–112.

18 »Der Mensch muss gewisse Stunden zu seiner Erquickung haben / sonst verzehret er sich wie der Wein / der nicht aufgefüllet wird; und nutzt sich ab wie das Eisen / so man immer brauchet. Die Erquickungen sind unterschiedlich. Sie resultieren sich entweder in einen leiblichen / oder geistlichen Müßiggang. Es ist unmöglich / das man beständig arbeite / so wenig es möglich ist / das ein Perpetuum mobile seye. Unter der Arbeit verstehe ich eine Bewegung die uns sauer ankommt: [...]. Ich will sagen / ich arbeite bißweilen / daß es mir sauer wird / aber ich arbeite auch zu gewissen Zeiten / da es mir nicht schwer ankommt. Jene Mühe nenne ich Arbeit; diese heiße ich Müßiggang.« Nicolaus Hieronymus Gundling, *Otia*. 3 Bde. Frankfurt a.M. und Leipzig 1706–1708, hier Bd. I, Vorrede, unpag.

Struve, Daniel Georg Mohrhof – sie alle starben vergleichsweise jung nach Jahren beinahe unfassbarer Produktivität. Noch einmal: Man muss mit seiner Arbeitskraft auch jenseits der Tagesgeschäfte, des *negotium*, haushalten, auch hier geht es in bestimmter Weise um Effizienz und sei es nur dergestalt, dass man seine Abendlektüre sorgfältig wählt. Denn potentiell entscheidet sich in diesen Kleinigkeiten der Fortgang der weiteren, eigenen Arbeit. Sei es die Lektüre eines bestimmten Buches, das die entscheidende Anregung liefern kann, der spät-abendliche Gedanke, der bis zum nächsten Morgen konserviert werden muss und keinesfalls verloren gehen darf oder die Möglichkeit des kontemplativen Nachdenkens vielleicht auch fernab des eigenen Schreibpultes – die Muße bietet eigene Modi der Produktivität. Im Folgenden soll daher der Blick auf Ökonomien der Muße gerichtet werden, wie sie in der Tradition der »Noctes«-Literatur befolgt, vor allem aber auch thematisiert wurden.

2. Traditionslinien

Auffällig an der Bezeichnung »Noctes« als Buchtitel ist zunächst einmal, dass er die Textsorte nicht inhaltlich oder funktional bestimmt, wie viele andere Schreibweisen innerhalb des weiten Feldes der Buntschriftstellerei das tun, sondern temporal. Hier wird auf einen ganz besonderen Aspekt der Produktion hingewiesen, die Entstehung zur Nachtzeit. Das ist eine Information, die wir für gewöhnlich nicht einholen, bevor wir mit der Lektüre eines Buches beginnen – in den allermeisten Fällen kann es uns als Lesern schlichtweg gleichgültig sein, wann ein Buch verfasst wurde. Insofern handelt es sich bei den *Noctes* um eine Besonderheit, der explizite Hinweis auf die Entstehungszeit wird deutlich hervorgehoben und somit semantisch aufgeladen. Diese besondere Eigenschaft wird schon in der Geburtsstunde des Genres offenbar, in Aulus Gellius' *Noctes Atticae*.¹⁹

Die *Noctes Atticae* des Aulus Gellius haben für einen großen Teil der später unter dem Begriff der Buntschriftstellerei versammelten Schriften zweifelsohne Vorbildcharakter.²⁰ Oftmals wird diese Sammlung von den Autoren des 16. und

19 Siehe für einen ersten Überblick Julia Fischell, *Der Schriftsteller Aulus Gellius und die Themen seiner Noctes Atticae*, Dissertation Universität Hamburg, 2008, online unter <http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2011/5120/> (04.07.2019). Ferner Christine Heusch, *Die Macht der memoria. Die »Noctes Atticae« des Aulus Gellius im Licht der Erinnerungskultur des 2. Jahrhunderts n. Chr.*, Berlin 2011.

20 Die Anzahl der frühneuzeitlichen Nachdrucke ist beträchtlich. Um nur einige der Drucke bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zu nennen: Köln 1533, 1541, 1557; Basel 1565; Paris 1585; Frankfurt a.M. 1603; Amsterdam 1651, 1652, 1665, 1666, Leuven 1666. Weitere Drucke ließen sich namhaft machen.

17. Jahrhunderts selbst als Autorität für das eigene Vorhaben genannt. Dabei gibt sich Aulus Gellius in seiner Vorrede zu den dreißig Büchern der *Noctes* auf den ersten Blick äußerst bescheiden, was die Reichweite seiner Werke betrifft. Gleich zu Beginn heißt es:

Andere anziehende Schriften wird man finden können; allein der Zweck, den ich bei Abfassung dieses Werkes verfolgte, war kein anderer, als dass meine Kinder in den Freistunden, wenn sie von ihrer Arbeit geistig ausruhen und ihrem eigenen Vergnügen nachhängen können, auch sofort eine angemessene Erholungslectüre vorfinden sollten. (Vorrede § 1)²¹

Hier wird die Muße sogleich explizit, und zwar in Form einer Lektürepraxis, die der Erholung dienen soll. Um diesen maßgeblichen Zweck zu erreichen, ist ganz offensichtlich die Auswahl der Stoffe von ebenso großer Bedeutung wie die Präsentation derselben. Denn der grundsätzlichen Tätigkeit nach unterscheiden sich die Mußestunden nicht kategorial von denen kindlicher Ausbildung – bei beiden steht das Lesen im Zentrum. Damit gewinnt man schon ein erstes Kriterium: die Form des Lehrbuches ist nicht geeignet, um auch in Mußestunden gelesen zu werden. Inhaltlich zielen die *Noctes* daher gerade auch nicht auf Vollständigkeit und sukzessive Ordnung, sondern vielmehr auf beider Gegenteil. Zum primären Ordnungs- oder vielmehr Unordnungsprinzip wird schlicht die Reihenfolge, in der das Gelesene auf den Verfasser gekommen ist. Denn auch diese Tätigkeit verdankt sich der frei verfügbaren Zeit jenseits der Arbeit. Gellius selbst bemerkt dazu:

Weil ich diese Abhandlungen bereits während der langen Winternächte auf dem attischen Landgute, wie schon erwähnt, zu meinem Zeitvertreib zu schreiben begonnen hatte, gab ich ihnen den Namen ›attische Nächte‹, keineswegs aus (absichtlicher) Nachahmung von jenen pikanten und prunkvoll auftretenden Ueberschriften, welche viele andere Schriftsteller in beiden Sprachen ihren ähnlichen Werken vorsetzten. (Vorrede § 4).²²

21 Aulus Gellius, *Die attischen Nächte*, 2 Bde, hg. von Georg Fritz Weiß, 1875–1876, Nachdruck Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1981, S. 1. Im lateinischen Original lautet die Stelle: »[...] iucundiora alia reperiri queunt, ad hoc ut liberis quoque meis partae istiusmodi remissiones essent, quando animus eorum interstitio aliqua negotiorum data laxari indulgerique potuisset.«

22 Ebd., S. 1f.



Abb. 1: Frontispiz der Ausgabe Auli Gellii Noctium Atticarum [libri XX / Gellius, Aulus|Gronovius, Johannes Fredericus|Gronovius, Jacobus / 1706²³

- 23 © Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: <http://diglib.hab.de/drucke/lh-4f-65/start.htm>. Im 17. und 18. Jahrhundert findet sich eine ganze Flut an Nachdrucken und Neueditionen von Gellius' *Noctes Atticae*. Die Szenerie scheint dabei etwas Idealtypisches anzusprechen, das im Zeitalter der Gelehrsamkeit auf große Resonanz stieß. Das abgebildete Frontispiz mag hierfür exemplarischer Beleg sein. Es zeigt eine Leseszene fernab der Stadt (im Hintergrund) auf einem Landgut, das Arbeitszimmer ist zu nächtllicher Stunde (der Mond ist bereits aufgegangen) reichlich illuminiert. Das Setting des Arbeitszimmers verweist eher auf Vorstellungen des 17. Jahrhunderts, das gut gefüllte Bücherregal steht ein wenig im Widerspruch zu den Papyrusrollen auf dem Schreibtisch. Dennoch, es ist das ideale Bild des in Muße tätigen Gelehrten, das hier mit Aulus Gellius aufgerufen wird. Siehe hierzu auch Jutta Assel, Georg Jäger, Zur Ikonographie des Lesens – Darstellungen von Leser(Innen) und des Lesens im Bild, in: Handbuch Lesen, hg. von Bodo Franzmann u. a., München 1999, S. 638–673.

Das Werk von Gellius ist also keine bloße Zusammenstellung von Texten zur Unterweisung in Mußestunden, sie verdankt sich vielmehr selbst einer Tätigkeit, die der Erholung dienen sollte – »zu meinem Zeitvertreib«²⁴ schreibt Gellius. Noch zwei weitere Parameter lassen sich namhaft machen, die direkt auf ein *otium studiosum* verweisen. Einerseits das Landgut, auf dem Gellius schreibt – als ein topischer Ort der Muße fern der Stadt²⁵ und damit auch den Geschäften im antiken Sinne. Unterstützt wird diese Auszeichnung der Mußestunden noch durch die Tageszeit – er schreibt zu Beginn in den langen Winternächten. Wir haben hier also eine doppelte Verneinung des *negotium* – zum Einbruch der Nacht und fern der Stadt.

Dieser Umstand spiegelt sich auch in der Textgestalt selbst: gekennzeichnet sind die *Attischen Nächte* primär einmal durch die Heterogenität der Gegenstände, die in ihnen behandelt werden. Es handelt sich um Lektürefrüchte aus ganz unterschiedlichen Bereichen des Wissens: Philosophie, Geschichte, Jurisprudenz, Dialektik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie, Medizin und auch Musik. Notizen zum Pontifical und Kriegswesen sprengen dann endgültig den Rahmen der *septem artes liberales*. Und dennoch unterliegt diese Auswahl der Themen ökonomischen Gesichtspunkten – die vor der Hand oftmals angenommene Beliebtheit bricht sich gerade nicht Bahn. Es handelt sich um Themen, die für die Erziehung der Jugend von Belang sind, wie Gellius selbst betont hat.

Es wurde bereits erwähnt, dass Gellius' Text für das weite Feld der Bunt-schriftstellerei vorbildhaft wurde und traditionsstiftend wirkte: Denn einige der Prämissen oder formalen Rahmenbedingungen der antiken Vorlage werden in die florilegische Tradition seit dem Humanismus eingespeist. Das betrifft insbesondere zwei Bereiche: Zum einen findet sich in der Behandlung der Gegenstände eine dezidierte Gleichordnung statt einer ausgeprägten Hierarchie – in Abgrenzung zu scholastischen Vorbildern. Zum anderen muss die rhetorische Tradition erwähnt werden, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen unverzichtbares Instrumentarium für diese Tätigkeit in Mußestunde ist. Auch hier wird keinesfalls regellos und blind in alle Richtungen agiert, sondern planvoll vorgegangen. Nicht selten folgen die Beiträge in Florilegien, Conjectanea, Annotationes und dergleichen mehr dem klassischen Schema von *inventio*, *dispositio*, *elocutio* – sowohl in der Phase der Produktion als auch hinsichtlich einer weiteren Verwendung als *loci*-Sammlungen. Auffallend in diesem Zusammenhang ist immer wieder, dass zwar sehr häufig über die kaum zu bewältigende Menge an

24 Ebd.

25 Ralph Häfner, Barthold Heinrich Brockes und die Imagination des Lustgartens in der Frühaufklärung, in: *Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte* 26 (2014), S. 335–352.

Büchern und damit an Stoff geklagt wird,²⁶ eher selten jedoch über einen Mangel an Zeit. Das geht natürlich beides Hand in Hand, es erscheint mir aber doch so, dass mit diesen unterschiedlichen Perspektiven auch unterschiedliche Probleme benannt werden. Während die Klage über das Zuviel an Büchern die Angst, das Falsche zu lesen, immer bei sich führt, scheint es den frühneuzeitlichen Gelehrten kaum an Zeit zu mangeln, das Richtige zu lesen – so man es denn identifiziert hat. Zumindest finden sich kaum Äußerungen in diese Richtung. Sowohl das Nebeneinander disparater Gegenstände als auch die methodische Verankerung in der rhetorischen Tradition sind allerdings keine Alleinstellungsmerkmale der Buntschriftstellerei.

Wilhelm Kühlmann schlägt daher vor, dass man weitere Unterscheidungen oder Abgrenzungen nach zwei Seiten hin vornimmt,

- einerseits von den wie auch immer organisierten Universal- oder Fach-enzyklopädien, die sich punktuell schon im 17. Jahrhundert, vorgeprägt von den alphabetischen Registern der Sachliteratur, dem alphabetischen Ordnungsprinzip annähernten,
- andererseits von der Fülle latein- und volkssprachlicher, thematisch konzentrierter, meist auch methodisch reflektierter Lehrbücher und Anweisungen aller artes, aller akademischen Disziplinen und auch der außerakademischen Wissensdomänen (von den Verhaltensratgebern etwa in Form der Höflichkeitslehren und den Leitfäden des angehenden Politicus bis hin zum weitesten Spektrum der ›Ökonomie‹ oder der Medizin und Naturkunde), dabei in allen Bereichen nicht selten zu handbuchartigen Thesauri oder pädagogisch gemeinten Introduktionen erweitert.²⁷

Sehr vieles fällt also zunächst einmal nicht in das Feld der Buntschriftstellerei. Als erste Konsequenz daraus lässt sich festhalten: In der Buntschriftstellerei geht es dabei also weniger um die Kanonisierung und Festschreibung von Wissen als um die basale Darlegung. Dem Prinzip der Subordination und Klassifikation (nach welchen Schemata auch immer), tritt ein Moment der Koordination gegenüber.

Es ist ein Verfügbar-Machen und Verfügbar-Erhalten der Lektürefrüchte im eigenen Ideenhaushalt, die in einem zweiten Schritt mit der Publikation der Gemeinschaft der Gelehrten zur allgemeinen Nutzbarkeit zugänglich gemacht werden können. Dabei spielt es keine Rolle, wenn die dergestalt erworbenen

26 Grundlegend hierzu Dirk Werle, *Copia librorum. Problemgeschichte imaginerter Bibliotheken 1580–1630*, Tübingen 2007.

27 Kühlmann, *Polyhistorie jenseits der Systeme*, S. 22.

Erkenntnisse noch nicht klar und deutlich sind. Auch diese Praxis könnte man durchaus als ökonomisch beschreiben. Diese Sonderstellung als gelehrter Steinbruch wird besonders augenfällig im akademischen Feld, es wundert daher auch nicht, dass sich eine eigene Untergruppe der ›Akademischen Nebenstundenliteratur‹ ausgebildet hat, die primär auf Bildung und nicht auf Gelehrsamkeit im eigentlichen Sinne abzielt und komplementär zum akademischen Betrieb angelegt ist.

Die direkten Bezüge auf diese Tradition sind evident: die Linien verlaufen etwa über Philipp Camerarius' (1537–1624) *Operae Horarum Subcisivarum Sive Meditationes Historicae*²⁸, Johann Friedrich Christs *Noctes Academicae* und Ephraim Gerhards *Akademische Nebenstunden*. Allen drei Werken ist gemein, dass sie sich ebenfalls als gelehrte Produkte verstehen, die ihre Existenz einer Beschäftigung jenseits der eigentlichen ›Arbeit‹ verdanken. In diese Gattungstradition ist am Ende des 18. Jahrhunderts auch Lichtenberg einzuordnen.

Mit Philipp Camerarius und seinen *Operae Horarum Subcisivarum* haben wir einen Autor und sein Werk vor uns, die heute beinahe vergessen sind.²⁹ Sie sind ein Produkt (gelehrter) Arbeit, das sich in Zeiten der Muße konkretisierte und stehen eindeutig in der Tradition von Aulus Gellius' *Noctes Atticae*. Auch hier finden sich Abhandlungen ganz unterschiedlichen thematischen Zuschnitts, die sich aber alle – und hier werden sie auch für uns interessant – einem gewissen Erfahrungswissen verdanken oder aber zumindest für ein solches Wissen Pate stehen. Die versammelten Essays – so darf man sie durchaus nennen – dienen neben der Unterweisung immer auch der Möglichkeit, darüber ins Gespräch zu kommen. Sie gliedern sich damit in den weiten Bereich der Gesprächsliteratur ein, der bis hinein ins 18. Jahrhundert äußerst erfolgreich bleibt und im 19. Jahrhundert noch einmal einen Höhepunkt erlebt.³⁰

Auch wenn Philipp Camerarius' Werk heute so gut wie unbekannt ist, so stellte sich die Situation zur Zeit seines Erscheinens deutlich anders dar. Harold Jantz geht sogar so weit, sie in einem Atemzug mit Michel Montaignes *Essais* und

28 Philipp Camerarius, *Operae horarvm svbcisivarvm sive meditationes historicae: continentes accuratum delectum memorabilium historiarum, & rerum tam veterum, quam recentium*, Nürnberg 1591 u. ö.

29 Wilhelm Kühlmann [Art.], Camerarius, Philipp, in: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums. Begr. von Killy, Walther, hg. von Wilhelm Kühlmann in Gemeinschaft mit Achim Aurnhammer u. a., 12 Bde. und Register, 2., vollständig überarbeitete Auflage, Berlin 2008–2012, Bd. 2, S. 351 f.

30 Zum Bereich der frühneuzeitlichen Gesprächsliteratur, wie sie hier verstanden wird, siehe Michael Multhammer, Johann Rists *Monatliche Unterredungen* als rhetorische Konversationsanleitung, in: *Lili – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 50 (2020), H. 1, S. 9–22.

Francis Bacons *Essays* zu nennen.³¹ Sowohl stilistisch als auch dem Inhalt nach stünden sie diesen in nichts nach. Der Tendenz nach kann man das sicher unter schreiben, zumal das zeitgenössische Interesse über die Grenzen des deutschen Sprachraumes hinausging. Schon bald nach Erscheinen der *Operae* folgten weitere Ausgaben (zu Lebzeiten im lateinischen Original EA 1591, vermehrte Ausgaben 1602–1609, 1615–18), hinzu kamen zeitnahe Übersetzungen ins Französische – bereits in den Jahren 1608 und 1610 – dann auch sogleich ins Englische übertragen mit dem Titel *The walking libraire* (1621) bzw. *The living libraire* (1625). Das Werk war also außerordentlich erfolgreich und vielleicht illustriert der englische Titel am besten, woran das gelegen haben mag. Denn mit dem Erwerb der *Operae* legte man sich tatsächlich eine kleine Bibliothek zu. Inwiefern die Folio-Bände sich realiter als ›tragbar‹ – so die semantische Stoßrichtung von ›walking‹ – erwiesen, muss offen bleiben, die Fülle der Themen, die immer auch Rückgriffe in die antike Literatur als Referenz mitliefern, kann man indes tatsächlich als Bibliothek begreifen.³² Der Erfolg dieser Schriften mag uns heute vielleicht nicht mehr unmittelbar einleuchten, im Falle von Philipp Camerarius hätten wir indes die Chance, ein Stück weit die Faszinationskraft dieses Typus von akademischer Nebenstundenliteratur zu verstehen. Seine Abhandlungen kommen dem, was man auch modern noch unter dem weitläufigen Genre des Essays versammeln kann, schon sehr nahe. Der Esprit dieser Art von Schrifttum ist hier sicher deutlicher spürbar als in vergleichbaren Werken. Die Erfolgsgeschichte der Neben-

31 Harold Jantz, *The Renaissance Essays of Philipp Camerarius*, in: *Virtus et Fortuna. Zur deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720*. FS für Hans-Gert Roloff zu seinem 50. Geburtstag, hg. von Joseph P. Strelka und Jörg Jundmayr, Bern, Frankfurt a.M. und New York 1983, S. 315–327.

32 Für die Langlebigkeit dieser Art von Literatur mag die deutsche Übersetzung Pate stehen. Sie erschien vergleichsweise spät, 1625, also gut dreißig Jahre nach der Erstausgabe unter dem Titel *Philippi Camerarii, I.C. &c. Operae Horarum Succisivarum Sive Meditationes Historicae. Das ist: Historischer Lustgarten: In welchem allerley denckwürdige/ nützliche und lustige Historien und Exempel zu finden*, Leipzig 1625. Der Übersetzer, Georg Maier, rechtfertigt in einem eigens beigegebenen Vorwort sein Unternehmen. Er ist der festen Überzeugung, so schreibt er, dass das Werk von Camerarius über die Zeiten hinweg die Chance zu moralischer Erziehung ermöglicht, insofern die Abhandlungen dazu angetan sind, sich an historischen Exempeln zu erbauen. Dies sollte nicht nur den Lateinkundigen möglich sein, sondern weiten Schichten der Bevölkerung. Maier sieht es als seine Pflicht an, sich für seine gute Ausbildung, die von öffentlicher Hand finanziert worden war, zu revanchieren. Der Bezug zur Universität ist dergestalt ein zweifacher: einerseits dankt Maier für seine Ausbildung, indem er versucht, das Erlernte nützlich einzusetzen. Andererseits sollen dem breiten Publikum akademische Themen in genießbarer Form präsentiert werden, wie sie Camerarius ausgewählt hatte.

stundenliteratur hält sich auch noch im 18. Jahrhundert, sie ist weder ein rein humanistisches oder noch genuin barockes Phänomen.

Gegen Ende der 170er Jahre verfasst der damals noch junge Leipziger Universitätslehrer Johann Friedrich Christ³³ und späterer Begründer der Archäologie als akademischer Disziplin in Deutschland seine vierbändigen *Noctes academicae*.³⁴ Diese Sammlung ist insofern von Bedeutung, als dass sie an die Tradition einer Textsorte anknüpft, deren Blütezeit sicherlich in vorvergangenen Jahrhunderten zu suchen ist. Es passt auf den ersten Blick daher nicht recht ins Bild, was der junge Christ hier zu Beginn seiner akademischen Karriere zu Papier bringt. Denn die Zusammenstellung der Themen, die kurzen Abhandlungen zu ganz unterschiedlichen Teilbereichen der Gelehrtengeschichte, steht dem gängigen Bild der Frühaufklärung und ihrer rationalistischen Leitmotivik scheinbar diametral entgegen. Und doch wird gerade diese Art von Wissen – unsystematisch und nicht nur im guten Sinne eklektisch, sondern vielleicht in der Zusammenstellung tatsächlich auch beliebig – von Christ nicht nur verteidigt, sondern geradezu offensiv propagiert. Bereits auf dem Titelblatt findet sich ein Motto: »Observationum singularum titulos versa docebit pagina«. Und das Programm wird in der Vorrede weiter präzisiert. So sei der Zweck dieser zunächst noch kleinen Schrift, die nur den Auftakt zu weiteren bilden soll, an antike und humanistische Vorbilder angelehnt. Diese, so Christ, waren nicht immer streng der Ordnung verpflichtet und waren trotzdem – oder vielleicht auch gerade deswegen – von äußerster Nützlichkeit. Als Beispiel dient ihm hier, gleich im allerersten Satz: Aulus Gellius. Denn neben der Ordnung seien Abwechslung (*varietas*) und Kürze (*brevitas*) ebenso starke Kriterien für den Wert und damit einhergehend den Nutzen eines Werkes.³⁵ Das ist ein Befund, der sicherlich auch für die *Sudelbücher*

33 Die ausführlichste Darstellung in Hinblick auf die biographischen Eckdaten liefert nach wie vor Edmund Dörffel, Johann Friedrich Christ. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Gelehrten Geschichte des 18. Jahrhunderts, Inauguraldissertation zur Erlangung der Doctorwürde an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, Leipzig 1887. Siehe ferner auch Michael Multhammer, Lessings *Rettungen*. Geschichte und Genese eines Denkstils, Berlin, Boston 2013, S. 118–122.

34 Der erste Band, auf den ich mich hier beziehe, ist erschienen als Johann Friedrich Christ, *Noctes academicae. Observationibus ad rem litterariam miscellis et coniecturis expositae*, Halae Magdaeburgicae [o.J. = 1727]. Noch einmal gesammelt unter dem gemeinsamen Titel verzeichnet als: *Noctium academicarum libri sive specimina quatvor*, Halae, Magdaeburgicae 1727–1729.

35 Es ist wiederum eine gleichrangige Behandlung der Fundstücke, die Christ anstrebt und unter Umständen wird hier bereits der zukünftige Archäologe sichtbar. Ohne den Vergleich zu weit treiben zu wollen, handelt es sich doch um eine Art Textarchäologie (nicht im strengen Sinne Foucaults), die ihre Fundstücke zumindest für so gewichtig hält, dass sich deren weitere Bekanntmachung lohnt. Über die Reichweite solcher Schriften lässt sich

Lichtenbergs seine Geltung bewahrt. Vielleicht ist es gerade dieser Umstand, der das Überleben der Textsorte auch im Zeitalter der Aufklärung sichert und allen Anfeindungen und Bespöttelungen zum Trotz eine Form humanistischer Gelehrsamkeit bewahrt.

Ein letztes Beispiel mag hierfür als Beleg gelten. Zehn Jahre vor Johann Friedrich Christs *Noctes Academicae* erschien in Jena der erste von insgesamt sechs Bänden mit den Titel *Etlicher guten Freunde Academische Nebenstunden. Darinnen Allerhand Observationes Von besondern Zur Gelahrtheit dienenden Materialien, Desgleichen auch Auszüge von alten und neuen Schriften und bisher ungedruckte Briefe enthalten sind*.³⁶ Einen Verfasser sucht man auf den Titelblättern vergebens – alle sechs Bände sind innerhalb von zwei Jahren anonym erschienen. Verantwortlich für die *Academischen Nebenstunden* ist Ephraim Gerhard (1682–1718).³⁷ Wie erfolgreich die Sammlungen im Publikum tatsächlich waren, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Das ist ein ganz allgemeines Problem mit der Buntschriftstellerei, über die Verbreitung der Schriften und deren tatsächliche Rezeption wissen wir wenig. Wenn man allerdings bedenkt, dass größere Kompendien und Lexika nicht selten dankbar auf diese Vorlagen zurückgegriffen haben, so wird es definitiv ein Publikum gegeben haben, auch die Möglichkeit des Nachschlagens sollte somit gegeben sein. Gerhard in jedem Falle zeigt sich in diesen floriliegischen Schriften als im besten Sinne polyhistorisch interessiert, die

- immer spekulieren, Christ war sich sicher im Klaren darüber, dass seine Ausführungen und Beobachtungen (»observationes« nennt er sie ja selbst), zumindest einigen Gelehrten und seinen Freunden zu Diensten sein können – einerseits als Mittel für den Erkenntnisgewinn, andererseits als Möglichkeit zur gelehrten Zerstreung. Beides, so Christs Hoffnung auch im Hinblick auf seine Studenten, dient der Bildung des Einzelnen, man kann schlichtweg nicht zu viel wissen und unnütz sei Wissen unter diesen Bedingungen sicherlich auch nie.
- 36 Anonym [Ephraim Gerhard], *Etlicher guten Freunde Academische Nebenstunden. Darinnen Allerhand Observationes Von besondern Zur Gelahrtheit dienenden Materialien, Desgleichen auch Auszüge von alten und neuen Schriften und bisher ungedruckte Briefe enthalten sind [...]*, 6 Tle, Bey Ernst Clavde Bailliar, Jena 1717–1718.
- 37 Seine Biografie lässt sich nicht vollends rekonstruieren, aber einige Eckdaten lassen sich festhalten – Gerhard stammte aus einem protestantischen Pfarrhaus in Giersdorf in Schlesien (heute Podgórzyń in Polen). »Er studierte zuerst am Gymnasium zu Brieg, dann an der Magdalenen Schule in Breslau, von 1700 an zu Wittenberg, von 1702 zu Leipzig, und dann zu Jena, wo er 1704 Magister ward. Er vollendete hierauf das Studium der Rechte, und ward 1709 zu Weimar Herzoglicher Hof- und Regierungs Advokat. Im J[ahr] 1717 nahm er den Ruf als Professor der Institutionen an die Universität zu Altdorf an, wo er aber schon im darauf folgenden Jahre, nämlich am 21. August 1718 starb.« Der Abbruch der *Academischen Nebenstunden* fällt also mit Gerhards Tod zusammen und ist nicht gleichbedeutend mit einer beabsichtigten Einstellung des Unternehmens. Clemens Alois Baader, *Lexikon verstorbenen baierischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts* Band 1,1: A – L., Augsburg u. a. 1824, S. 190–192, hier S. 190 f.

Vielfalt der behandelten Themenfelder ist beeindruckend und folgt auch noch im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts den formalen Vorgaben der Gattung. Interessant dabei ist die Bandbreite der Möglichkeiten, die gleichberechtigt nebeneinanderstehen können. Detailfragen wie eine ungerechte Rezension und das rechte Verständnis einer einzelnen Bibelstelle wechseln sich mit großangelegten Fragestellungen, etwa ob Spinozas Atheismus aus dem Cartesianismus erwuchs, ab. Programmatisches erfahren wir von Ephraim Gerhard nicht, eine Vorrede oder anderweitige einleitende Worte zu seinem Projekt fehlen, so dass wir einzig auf den Titel und den Inhalt seiner Abhandlungen angewiesen sind.³⁸

38 Inhalt der Bände: *Band 1*: Zufällige Gedancken von der Weisheit und Gelahrtheit überhaupt; Von der Meynung der Pythagoreer von dem Athemholen der Welt/ und denen griechischen Philosophen/ so ihnen hierinnen widersprochen; Nachricht vom Ursprung der Teutschen und Nordischen Poesie; Defension des Herrn D. Förtschens wider die Hällische *Bibliothec*; Neues *Project* von dem Magneten. *Band 2*: Vom Straf=Recht eines Souverainen Fürsten, wider frembde Unterthanen in seinem Lande; Ob man wegen anwachsender Macht unserer Nachbarn mit ihnen Krieg anfangen könne?; Zufällige Gedancken, Ob Gott eigentlich die Seele der Welt könne genannt werden; Zufällige Gedancken Von dem Ursprung der Sprachen und Schreib=Arthen. *Band 3*: Kurtzer Entwurf Von des Hrn. Mariotte Vernunft=Lehre; Zufällige Gedancken Von den vornehmsten Ursachen, Warum man die Reinlichkeit und Zierde der lateinischen Sprache möglichster maßen erhalten müsse; Ob Spinoza aus der Cartesianischen oder Cabbalistischen Philosophie in Atheisterey verfallen; Specimen notarum MSS in Senecae Tragoediae Casp. Barthii; Alethophili Augenscheinlicher Beweis, daß Herr M. Kaschubs zu Jena/ jüngst edierter *Cursus mathematicus* in 61sten Stück der Hällischen *Bibliothec*/ mit einer ungegründeten Censur belegt worden/ in welcher der Autor theils aus Unverstand/ theils aus Boßheit die Wahrheit hintangesetzt; COMMUNICATIO eines Briefes von Rom/ Die in Teutschland erfundene Wind=Büchsen und Brenn=Spiegel betreffend; Ereditissimo Viro IO. Casparo Lichtenbach, IO. Ciampinus felicitatem. *Band 4*: Fortsetzung des Entwurffs Von des Mariotte *Essai de Logique*; Kurtzer Auszug aus C. Coleri, H. Grotii, T.B. Venatoris, Ian. Gruteri, Nic. Rittershusii, C. Barthii, I.H. Boecleri, Io. Mochingeri, und anderer Briefen, welche ex museo A.I. zu Amsterdam bey den Iansonio-VVesbergiis 1705 in 12. heraus gekommen; Ueber das neue *Project* Von den Magneten/ Und der dabey supponierten hypothesi/ Von denen Cometen/ Einige dagegen abgefaßte Anmerckungen Eines guten Freundes, nebst der Antwort des Auctoris auf dieselben; Von den verschiedenen Arten die Morale zu tractiren überhaupt/ Und von den Fabeln und deren Scribenten insonderheit; Untersuchung zweier Stellen Ciceronis, die so genandten 7. Weisen des alten Griechen=Landes betreffend; M. C. F. K. V. D. M. W. *Vindicae Animaduersionis* in Matth. XXIV. 51. nouamque etc. *Band 5*: *Observatio de lectione τχ Kamez Chatuphcontra Jo. Clericum* p. 407; Fortsetzung der *Observation* von den verschiedenen Arten die Morale zu tractiren überhaupt/ Und von den Fabeln und deren Scribenten insonderheit; *Reliqu. Vindicarum adnimadv.* in Matth. XXIV, 51. p. 445. *Band 6*: *Sanguis menstruus non est venenatus aut malignus*; Fortsetzung der geprüfften Ehren= Rettung der Xanthippe; Untersuchung der Frage, ob in den 9. und 10. vers. des IX. Capitels der Epistel an die Römer die Haupt=Punckten der gantzen Christlichen Religion enthalten seyn; Erklärung der Worte Mosis Genes. IV, 7.

Das einende Band dieser Schrift ist die Vielfalt der Themen, die gleichrangig nebeneinander behandelt werden. Hinzu kommen ferner die Bedingungen ihrer Entstehung – in Zeiten der Muße. Bisweilen kommt beides zusammen. In der gleichen Traditionslinie, die hier über Aulus Gellius, Philipp Camerarius, Johann Friedrich Christ und Ephraim Gerhard gezogen wurde, lässt sich Georg Christoph Lichtenberg verorten, der das Gelehrte und Poetische in vielleicht einzigartiger Weise zu verbinden wusste.

3. Lichtenbergs Noctes im Kontext der *Sudelbücher*

Kaum ein Beitrag zu Lichtenbergs *Sudelbüchern* kommt – geht er über das rein Inhaltliche hinaus und nimmt deren Methodik in den Blick – ohne das, wenn gleich oftmals verkürzt wiedergegebene, Zitat der sogenannten Passage E46 aus. Dort heißt es:

Die Kaufleute haben ihr Waste book (Sudelbuch, Klitterbuch glaube ich im deutschen), darin tragen sie von Tag zu Tag alles ein was sie verkaufen und kaufen, alles durch einander ohne Ordnung, aus diesem wird es in das Journal getragen, wo alles mehr systematisch steht, und endlich kommt es in den Leidger at double entrance nach der italiänischen Art buchzuhalten. In diesem wird mit jedem Mann besonders abgerechnet und zwar erst als Debitor und dann als Creditor gegenüber. Dieses verdient von den Gelehrten nachgeahmt zu werden. Erst ein Buch worin ich alles einschreibe, so wie ich es sehe oder wie es mir meine Gedancken eingeben, alsdann kann dieses wieder in ein anderes getragen werden, wo die Materien mehr abgesondert und geordnet sind, und der Leidger könnte dann die Verbindung und die daraus fließende Erläuterung der Sache in einem ordentlichen Ausdruck enthalten. vid. P. XXVI.³⁹

Der Fehler nicht weniger Interpreten ist, dass sie dieses von Lichtenberg beschriebene Verfahren direkt auf die *Sudelbücher* selbst anwenden. Denn bei den erst später – posthum – sogenannten *Sudelbüchern* handelt es sich im Eigentlichen gerade nicht um das selbige, sondern in der Terminologie Lichtenbergs um das beschriebene Journal. Einzig das Heft F wurde mit »Sudel-Buch« überschrieben. Das, was Lichtenberg als *Waste book* beschreibt, ist vielmehr das kleine Notizbuch, das *Noctes* überschrieben ist.

39 Georg Christoph Lichtenberg, Schriften und Briefe, hg. und kommentiert von Wolfgang Promies. 4 Bände + 2 Bände Kommentar, München 1968–1992, hier Bd. 1, S. 352.

Es handelt sich dabei um ein kleines Bändchen in Oktav, das sich in Privatbesitz erhalten hat.

Es hat das Format der kleinen Heftchen, die Lichtenberg vor und später neben den großen Handschriftenquart- und -foliobänden benutzte, ist aber wie andere Büchlein aus Lichtenbergs letztem Lebensjahrzehnt beste Buchbinderarbeit; hier also Halbledereinband, sogar auf Holzdeckeln, die mit graublauem Papier bezogen und mit Titelschild versehen sind.⁴⁰

Lichtenberg nutzte das Büchlein über den Zeitraum von etwa drei Jahren, wie sich anhand der Einträge rekonstruieren lässt.⁴¹ Es enthält Einfälle und Exzerpte aus ganz unterschiedlichen Bereichen des Wissens, aber auch Berechnungen und bloße Stichworte, die sich als reine Gedächtnisstütze lesen lassen. Aufgrund der Beschaffenheit des Bändchens lässt sich in jedem Falle festhalten: Es ist zunächst einmal ein Gebrauchsgegenstand, dessen Zweck darin bestand, eilig zu Notierendes festzuhalten und vor dem Vergessen zu bewahren. Die Aufzeichnungen sind in erster Instanz durch und durch privat, das Büchlein war nie auf irgendeine Form von Veröffentlichung hin geschrieben, nicht einmal im Nachlass sollte es sich finden. Darauf werde ich später (vgl. S. 178) zurückkommen. Zuvor gilt es noch eine zweite Besonderheit hervorzuheben.

Denn die Methodik der doppelten Buchführung, wenn man so will, oder zumindest deren Vorstufe wird hier manifest.⁴² Lose aneinander gereiht Gedankensplitter, Einfälle und Ideen, Lektürebeobachtungen und Vorsätze, bestimmte Bücher noch zu lesen, wechseln sich zwanglos mit physikalischen Beobachtungen ab. Allen Einträgen jedoch ist gemein, dass sie getilgt werden, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben. Die *Sudelbücher* hingegen weisen schon eine erste Ordnung auf, sie sind zwar nicht inhaltlich nach Themen oder der-

40 Ulrich Joost, »Schmierbuchmethode bestens zu empfehlen«, in: Georg Christoph Lichtenberg, *Noctes. Ein Notizbuch. Faksimile mit einem Nachwort und Erläuterungen* hg. von Ulrich Joost, 2., durchgesehene Auflage, Göttingen 1992, S. 112–126, hier S. 121.

41 Ebd.

42 Siehe hierzu grundlegend Grahame Thompson, *Early double-entry bookkeeping and the rhetoric of accounting calculation*, in: *Accounting as social and institutional practice*, hg. von Anthony G. Hopwood und Peter Miller, Cambridge 1999, S. 40–66. Ferner Mary Poovey, *A history of the modern fact: problems of knowledge in the sciences of wealth and society*, Chicago 1998, dort insb. das Kapitel 2: »Accommodating Merchants: Double-Entry Bookkeeping, Mercantile Expertise, and the Effect of Accuracy«. Zur Praxis der doppelten Buchführung und ihrer Rolle im politischen Prozess Jacob Soll, *The Reckoning: Financial Accountability and the Making and Breaking of Nations*, London u. a. 2014.

gleichen geordnet, es sind aber nicht mehr die ersten, noch rohen Einfälle.⁴³ Das belegen die zahlreichen Bearbeitungen und Übernahmen aus den *Noctes* in die *Sudelbücher*. Hier wird im wörtlichen Sinne ausgestrichen, was andersorts seinen Platz gefunden hat und das mit Tinte fixiert und auf Dauer gestellt, was noch gebraucht werden könnte. Diese Art der Ideenhaushaltung ist keine Erfindung oder gar Errungenschaft Lichtenbergs; er dürfte diese Praxis während einem seiner beiden Engländeraufenthalte (1770 und 1774/75) näher kennengelernt haben. Britische »Accounting-schools« waren zu dieser Zeit führend.⁴⁴

Interessant in diesem Zusammenhang ist ferner, dass weder die *Sudelbücher* noch das *Noctes* überschriebene Heftchen je für den Druck bestimmt waren, sondern lediglich als Manuskript aufbewahrt und allenfalls Ersteres engen Freunden zur Lektüre überlassen wurde.⁴⁵ Die vermeintliche dritte Stufe in Lichtenbergs Rangfolge – die Übertragung in den Leidger – war offensichtlich nie intendiert. Die genuine Bedeutung des Manuskriptes für die Lektürepraxis hat jüngst Christian Benne in einer ausführlichen Monografie dargelegt.⁴⁶ Dass das Manuskript eigene Dignität erlangt, ist nach Benne ein vergleichsweise junges Phänomen am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Nobilitierung der Handschrift kann im Einzelfall ganz unterschiedliche Gründe haben, Benne aber hält als grundsätzliche Tendenz fest:

Was die Aufklärungshistorie an polyhistorischer Gelehrsamkeit und kaleidoskopischer Buntheit der Erzählungen aus dem Bereich der Haupt- und Staatsaktionen vermissen ließ, versuchte sie durch Professionalität und didaktischen Nutzen im Sinne der bürgerlichen Emanzipation wettzumachen.⁴⁷

Das gilt sicherlich auch für Lichtenberg. Dergestalt wird das Manuskript zu einem Refugium nur vordergründig nicht mehr zeitgemäßer Gelehrsamkeit, das Polyhis-

43 Für einen parallelen Fall aus der Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts siehe die glänzende Studie von Anke te Heesen, Die doppelte Verzeichnung. Schriftliche und räumliche Aneignungsweisen von Natur im 18. Jahrhundert, in: Gehäuse der Mnemosyne. Architektur als Schriftform der Erinnerung, hg. von Harald Tausch, Göttingen, S. 263–286.

44 Siehe Jacob Soll, *The Reckoning*.

45 Zu dieser Praxis siehe Carlos Spoerhase, »Manuscript für Freunde«: Die materielle Textualität literarischer Netzwerke, 1760–1830, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 88 (2014), S. 172–205.

46 Christian Benne, *Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit*, Berlin 2015.

47 Christian Benne, *Die Erfindung des Manuskripts*, S. 279.

torische wandert ins Private⁴⁸ – in der Außendarstellung obsiegt das Systemdenken des Deutschen Idealismus. Aber noch ein Moment lässt sich insbesondere in Bezug auf Lichtenberg festhalten: Das Manuskript garantiert die »Unmittelbarkeit des einzelnen dichterischen Entwurfs zum Urheber«⁴⁹, es sind eben Lichtenbergs eigene, aus der Erfahrung gewonnene Erkenntnisse, die nicht so einfach als überindividuell gültige Loci-Sammlungen verstanden werden können, primär einmal sind es persönliche Einsichten. Erst in einem zweiten Schritt lässt sich aus diesen Lektürefrüchten eine geistige Entwicklung ablesen, die vielleicht auch für das Zeitalter schlechthin in Teilen Gültigkeit beanspruchen darf. Lichtenberg denkt sich diesen Prozess zweistufig, wie sich anhand eines Eintrages in den *Sudelbüchern* rekonstruieren lässt. Dort heißt es:

Man soll alle Menschen gewöhnen von Kindheit an in *große* Bücher zu schreiben, alle ihre Exercitia, in hartes Schweinsleder gebunden. Da sich kein Gesetz daraus machen läßt, so muß man Eltern darum bitten, wenigstens mit Kindern, die zum Studieren bestimmt sind. Wenn man jetzt Newtons Schreibbücher hätte! Wenn ich einen Sohn hätte, so müßte er gar kein Papier unter Händen bekommen, als eingebundenes, zerrisse er es, oder besudelte er es, so würde ich mit väterlicher Dinte dabei schreiben: dieses hat mein Sohn anno * den *^{ten} besudelt. Man läßt den Körper und Seele, das Punctum saliens der Maschine fortwachsen und verschweigt und vergißt es. Die Schönheit wandelt auf den Straßen, warum sollten nicht in dem Familien-Archiv die Produkte, oder vielmehr die Signaturen der Fortschritte des Geistes hinterlegt bleiben, und der Wachstum dort *eben so sichtbar* aufbewahrt liegen können? Der Rand müßte gebrochen werden, und auf einer Seite immer die Umstände und zwar sehr unparteiisch geschrieben werden. Was für ein Vergnügen würde es mir sein, jetzt meine Schreibbücher alle zu übersehen! Seine eigne Naturgeschichte! Man sieht jetzt immer was man ist und sehr schwach was man war. Man müßte den eigentlichen Gegenstand der Sammlung die Dinge nicht zu oft sehen lassen. Vielleicht nur erst spät sehen lassen, das übrige müßte er bloß aus Relationen kennen. Man hebt die Kinderhäubchen auf, und ich habe öfters selbst den Zusammenkünften mit beigewohnt, da man einem sehr großen, besoldeten und ansehnlichen Kopf sein Kinderhäubchen wies. Warum nicht eben so mit Werken des Geistes. Die Eltern könnten eine solche Sammlung von Bänden eben so aufbewahren, wie ihr Kind, denn es ist

48 Um, so darf man festhalten, einige Jahre oder Jahrzehnte später wieder das Licht der Öffentlichkeit zu erblicken, wenn man an die durch das Systemdenken hindurchgewanderten Fragmentensammlungen und losen Notate der Romantiker denkt.

49 Christian Benne: Die Erfindung des Manuskripts, S. 286.

der Spiegel desselben. Wie sie seinen Leib zu bilden haben lehrt sie ihr Auge; wie seinen Geist, der Anblick dieser Bände. Vom 4ten Jahre glaube ich könnte man anfangen. Kein Band müßte verloren werden. Denn das Papier müssen sie doch bezahlen, und das Aufbehalten macht keine Schwierigkeiten. Ich wüßte nicht welches angenehmer und nützlicher wäre, die Bewegung aller Planeten zu kennen, oder *diese* Annalen einiger vorzüglicher Menschen. Die Welt würde dadurch sehr gewinnen. [J 26]⁵⁰

Dergestalt wird die eigene intellektuelle Geschichte zu Naturgeschichte, deren Evolution man anhand der Notate nachvollziehen kann. Dahinter steht eine Auffassung von Geschichte, die diese als Aneinanderreihung von Geschichten begreift – im Großen wie im Kleinen.⁵¹ Diese enorme Aufwertung der handschriftlichen Notizen grundiert gleichsam die *Sudelbücher*, diese literarische Version der *Waste books*.⁵²

Auf diese Weise kommen wir wieder zurück zur Ökonomie der Lichtenbergschen Arbeitsweise, denn Lichtenberg ist einer der selteneren Gelehrten, der dezidiert über einen Mangel an Zeit respektive deren effektive Nutzung explizit nachdenkt. Im Heft F heißt es dazu: »Wenn man sich an einem Tage nicht von seinem Zweck ableiten läßt, ist auch ein Mittel die Zeit zu verlängern, und ein sehr sicheres, aber schwer zu gebrauchen.« [F 200].⁵³ Der Mangel an Zeit und damit einhergehend die fehlende Muße zu weiterer, ungerichteter und in einem ersten Schritt auch zweckfreien Bildung kommt immer wieder zur Sprache:

Wenn es ein Werk von etwa zehn Folianten gäbe, worin in nicht allzu großen Kapiteln jedes etwas Neues, zumal von der spekulativen Art, enthielte; wovon jedes etwas zu denken gäbe, und immer neue Aufschlüsse und Erweiterungen darböte: so glaube ich, könnte ich nach einem solchen Werke auf den Knien nach Hamburg rutschen, wenn ich überzeugt wäre, daß mir

50 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, Bd. 1, S. 654 f.

51 Siehe hierzu auch Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts*, S. 278, sowie Lichtenberg, *Sudelbücher* [B18]: »Beobachtungen zur Erläuterung der Geschichte des Geists dieses Jahrhunderts. Die Geschichte eines Jahrhunderts ist aus den Geschichten der einzelnen Jahre zusammengesetzt. Den Geist eines Jahrhunderts zu schildern kann man nicht die Geister der hundert einzelnen Jahre zusammenflicken, unterdessen ist es dem der ihn entwerfen will allemal nützlich auch die letzteren zu kennen, sie können ihm immer neue Punkte darbieten seine steten Linien dadurch zu ziehen.« Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, Bd. 1, S. 51.

52 So Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts*, S. 418, FN 673.

53 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, Bd. 1, S. 490.

nachher Gesundheit und Leben genug übrig bliebe, es mit Muße durchzulesen. [K 56]⁵⁴

Was Lichtenberg hier kultiviert und wovon sowohl die *Noctes* als auch die *Sudelbücher* deutliches Zeugnis ablegen, ist eine Praxis des Gelehrtenlebens, in der es so gut wie nie zu gleichgültigen Ereignissen kommt. Die Empfehlung Lichtenbergs, dass man seine eigenen Schreibhefte aufheben sollte, um auch in späteren Jahren noch den Entstehungsprozess von Gedankengängen und Ideen nachvollziehen zu können, mag dafür ein Beleg sein, wie die Beobachtung der Umwelt schlussendlich auch zu einer Form der Selbstbeobachtung in der Retrospektive werden kann. Dergestalt wird die Ideenhaushaltung zur Autobiografik. Hier kommt vielleicht auch so etwas wie die Nachtseite der Aufklärung zum Vorschein, die das Wandelnde und noch Wandelbare in der Ideenfindung konserviert, die noch kein zielstrebiges Fortschreiten auf ein klares Ziel hin – den präzisen und hellen Gedanken – vorstellt, sondern ein Treibenlassen im Zustand der Muße als einen möglichen Weg hin zu Erkenntnis ernstnimmt. Manuskript und philosophischer Systementwurf würden so verstanden als zwei gegenüberliegende, nicht aber kategorisch voneinander getrennte Pole aufzufassen sein.⁵⁵ Beide Pole betreffen gleichermaßen die intellektuelle Seite der Produktion, die Lichtenberg aus unterschiedlichen Perspektiven ins Visier nimmt. Wie sieht diese Haushaltung nun konkret aus?

Die einfachste Variante ist sicherlich diejenige, wo ein Eintrag aus den *Noctes* vergleichsweise direkt in die *Sudelbücher* übertragen wird. Heißt es im Ersteren »Aus nichts fast läßt sich der Charakter (Gesinnungen) eines Menschen leichter erkennen, als aus einem Schertz den er übel nimmt«,⁵⁶ so wird daraus in der Übertragung »Ich habe mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.«⁵⁷ Der Kerngedanke bleibt weitestgehend unverändert – er findet sich schon im Moment der ersten Idee. Was sich allerdings ändert, ist die Formulierung; hier wird die Syntax geglättet, stilistisch nachgebessert und eine zuvor erwogene Variante – die in Klammern gesetzten ›Gesinnungen‹ – verworfen. Nun sind Reformulierungen und Überarbeitungen die Regel im literarischen Schaffensprozess und dennoch scheint mir der vorliegende Fall doch ein besonderer: Denn hier ist die Überarbeitung keine Option,

54 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, Bd. 2, S. 406.

55 Siehe hierzu auch Dieter Henrich, *Werke im Werden. Über die Genesis philosophischer Einsichten*, München 2011.

56 Georg Christoph Lichtenberg, *Noctes*, 4^{v(er)so} (Transkription S. 54).

57 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, Bd. 2, S. 420.

sondern obligatorisch. Das nächtliche Notat muss, um von Dauer zu sein, in eine andere Form überführt werden. Dieser notwendige zweite Kontakt mit dem zuvor Geschriebenen und Gedachten manifestiert sich eindrücklich in den Ausstreichungen im Notizbuch. Die schwungvollen Striche Lichtenbergs markieren, dass die Notiz erneut gesichtet (und verwertet) wurde. Dabei kann – wie das zweite Beispiel zeigt – durchaus mehr geschehen; aus einem Gedanken, einem Stichwort oder Nukleus können sich weitere entwickeln. Im *Noctes*-Büchlein steht: »Sein Leben auf[s] Profitchen stecken.«⁵⁸ In den *Sudelbüchern* findet sich diese Notiz dreifach entfaltet:

Ich fing erst gegen das Ende meines Lebens an zu arbeiten, und mein bißchen Witz aufs Profitchen zu stecken. [K 163]

Sein Leben aufs Profitchen stecken: wie ich jetzt im Jahre 1795. Ich hätte aber, was ich jetzt tue und tun will und gerne täte, ehemals viel besser tun können, da hatte ich aber keine Zeit!! [K 164]

Ich stecke jetzt meine ganze Tätigkeit aufs Profitchen. Kohlen sind noch da, aber keine Flamme. [K 165]⁵⁹

Durch die Variation des einen Gedankens kommen hier drei unterschiedliche Sichtweisen auf die Verbindung von Alter und Tätigkeit zustande, die einander inhaltlich zwar nahestehen, insofern sie alle aus demselben Keim entsprungen sind, aber nicht identisch sind. Die Perspektiven sind je andere.

Bisweilen kann man auch das Gegenteil beobachten – wenn ein Notat durch Kürzung und Verdichtung an Prägnanz gewinnt.

Mit dem Nutritions=Geschäfte der Seele sieht es sehr betrübt aus, da giebt es Oefnungen genug Nahrung einzunehmen, aber da fehlt es an Gefäßen das Gute ab zu sondern, an Lungen ~~das-b~~ und an den Gefäßen, ~~das schlechte wieder durch die~~ und hauptsächlich an primis viis, den unnützen Unrath dem großen Gantzen der Bücher welt wieder zuzuführen und wieder in den Kreislauf zu bringen. So etwas leisten die Systeme allerdings (NB Ernst). Die Muttermilch für den Leib macht die Natur, für den Geist wollen die Pädagogen sie machen (das obige kann gut ausgeführt werden []).⁶⁰

Daraus wird in den *Sudelbüchern*:

58 Georg Christoph Lichtenberg, *Noctes*, 4^v (Transkription S. 54).

59 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, Bd. 2, S. 429.

60 Georg Christoph Lichtenberg, *Noctes*, 19^v (Transkription S. 73).

Mit dem Nutritionsgeschäft der Seele sieht es sehr betrübt aus: da gibt es Öffnungen genug, Nahrung einzunehmen, aber es fehlt an Gefäßen, das Gute abzusondern, und hauptsächlich *primis viis*, den unnützen Unrat dem großen Ganzen der Bücherwelt wieder zuzuführen, und in den Kreislauf zu bringen. [K 75].⁶¹

Entgegen der ursprünglichen Intention Lichtenbergs, den Gedanken weiter auszuführen, kommt es hier zu einer Konzentration. Die Idee, den geistigen Haushalt der Seele mit der physischen Nahrungsaufnahme zusammen zu denken, und den zirkulären Charakter zu betonen, trifft vielleicht ebenso Lichtenbergs eigenen Umgang mit Ideen und Büchern. Auch Lichtenberg wälzt seine Gedanken um. Es bleibt aber eben nicht bei dieser auf den ersten Blick rein geistigen Tätigkeit. Um zu verstehen, wie diese Notate entstehen, muss man auch noch materielle Komponenten in den Blick nehmen, die sich in unterschiedlicher Art und Weise in den *Noctes* finden und die hier nur angerissen werden können. Einerseits ist es natürlich von Belang, dass hier fernab des Schreibpultes gearbeitet wurde – die blassen Eintragungen mit Bleistift waren keine freiwillige Entscheidung, sondern schlicht der Notwendigkeit geschuldet – mit Tinte, Federkiel und Streusand lässt sich zu Bett nur schlecht hantieren. Erst aus diesem Umstand heraus ergibt sich die erneute Sichtung und Konservierung des Geschriebenen mit Tinte.⁶² Hier wurde das Verfahren der doppelten Buchführung relevant. Allein schon die äußeren Umstände machen eine mehrmalige Sichtung des Geschriebenen unumgänglich – die späten Nachtgedanken erneut zu selektieren und gegebenenfalls in dauerhafteres Format zu übertragen ist dergestalt keine Fleißarbeit des Gelehrten, sondern unter ökonomischen Gesichtspunkten sinnvoll. Einen ganz anderen Bereich der Ökonomie betrifft das zur nächtlichen oder spätabendlichen Lektüre unentbehrliche Licht.⁶³ Wachskerzen hatten auch am Ende des 18. Jahrhunderts ihren Preis – die Lampen, die man mit Talg betrieb, waren günstiger, rochen allem Anschein nach aber abscheulich. Die Zeit nach Einbruch der Dunkelheit sollte also auch aus diesen Gründen in gewisser Weise effektiv genutzt werden – Lichtenberg legt sich in seinen *Noctes* selbst darüber Rechenschaft ab. Er notierte – zumindest über einen gewissen Zeitraum hinweg – akribisch die Zeiten, in denen er auf künstliches Licht zurückgriff.⁶⁴ Ob es sich dabei um experimentelle Anord-

61 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, Bd. 2, S. 412.

62 Georg Christoph Lichtenberg: *Noctes*, neben vielen anderen beispielsweise 2^v und 3^{r(ecto)}.

63 Siehe hierzu einleitend und mit mannigfachen Beispielen aus dem 18. Jahrhundert illustriert Bruno Preisendörfer, *Als Deutschland noch nicht Deutschland war. Reise in die Goethezeit*, Berlin 2015, S. 240–246.

64 Georg Christoph Lichtenberg, *Noctes*, S. 42 f.

nungen handelt – wie Ulrich Joost glaubt⁶⁵ – oder aber schlicht der Verbrauch der Leuchtmittel dokumentiert wurde, lässt sich nur schwer sagen. Die limitierenden Faktoren, oder vielleicht besser: die äußeren Determinanten spielen eine Rolle, wenn es darum geht, den Produktionsprozess und die Gestaltung der so dargelegten Inhalte verstehen zu wollen. Dieser alltagsmaterielle Aspekt literarischen Schaffens ist bisher in der Forschung weitestgehend unbeleuchtet.

4. Nocte pluit tota ...

Ich hoffe, es hat sich gezeigt, dass die Texttraditionen und Genrebestimmungen aus dem weiten Bereich der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur im 18. Jahrhundert keineswegs obsolet werden und vergleichsweise unvermittelt abreißen. Es handelt sich vielmehr um Transformationen und Umschreibungen, die sich unter veränderten Bedingungen anpassen, wie im Falle Lichtenbergs geschehen. Dass sich die Protagonisten dieser Traditionsumstände und genrespezifischen Gepflogenheiten bewusst sind, belegen die eindeutigen oder auch nur unterschwelligsten Bezugnahmen auf kanonische Texte mit Vorbildfunktion. Auch in Lichtenbergs *Noctes* fehlt solch ein kurzer Hinweis nicht, der die Tätigkeit in Mußzeiten – mithin zur Nachtzeit – reflektiert.

Der im Titel zitierte Halbvers »Nocte pluit tota ...« findet sich in den *Noctes* Lichtenbergs.⁶⁶ Dieser Halbvers ist nur das erste Viertel eines Distichons, das man Vergil zugeschrieben hat: »Nocte pluit tota; redeunt spectacula mane: Divisum imperium cum Jove Caesar habet.« *Die ganze Nacht hat es geregnet, morgen kehren die Schauspiele wieder, / geteilte Herrschaft mit Jupiter hat der Kaiser.* Dieser Vers passt zu der Art von Literatur, die wir behelfsweise mit dem Begriff der Buntschriftstellerei verbinden: Insbesondere freilich mit solchen Schriften, die die Nacht oder die Nebenstunden schon im Titel tragen. Denn es ist fest verankert im Bewusstsein des Gelehrten, dass die Spiele am Morgen weitergehen werden, es wird wieder ernst werden, wenn man die Geschäfte erneut von Jupiter übernimmt. Vor dem Hintergrund dieser Tradition ist es klug, auch mit seiner Muße hauszuhalten und neben dem *negotium* immer auch auf eine sinnstiftende Tätigkeit *in otiiis* zu achten, ohne dabei in Pedanterie zu verfallen. Dergestalt dürfte man auch vor dem Spott Heinrich Heines sicher sein.

65 Ebd., S. 110.

66 Georg Christoph Lichtenberg, *Noctes*, S. 13, dazu die Erläuterungen von Ulrich Joost S. 94.